



VALENTINA VAPAUX

GENERATION

Z

Zwischen
Selbstverwirklichung,
Insta-Einsamkeit
und der Hoffnung
auf eine bessere Welt

GRÄFE
UND
UNZER

VALENTINA VAPAUX

GENERATION

Z

Zwischen Selbstverwirklichung,
Insta-Einsamkeit und der Hoffnung
auf eine bessere Welt

INHALT

INTERNET	7	POLITIK UND AKTIVISMUS	113
Menschen unter Wolken	8	Zwischen Holzzahnbürsten und Flugreisen	114
Las Vegas blinkt auch nachts um vier	16	Parteipolitik und Generationenkonflikt	120
Social-Media-Sucht ist profitabel	18	Generation Merkel	129
Die psychische Krise	22	FREIHEIT UND SINN	135
Safe Spaces	27	Drogen, Meritokratie und Transzendenz	136
Informatiklehrer ohne Ausbildung	30	Eingekapselt in Musik	150
Raus aus dem Casino, rein in den Sturm.	33	Zum Glück hat das Leben keinen Sinn	165
INFLUENCER:INNEN	39	Und jetzt?	181
Glitzerpartys und eine leere Welt.	40	Menschen auf meinem Weg - wem ich danken möchte	182
Eine Beziehung wie zu Gott?	44	ANHANG	
Kooperationen und die Sache mit dem Geld.	46	Anmerkungen.	186
Rollenbilder	53	Impressum	192
Einfluss, Blasen und die Welt	61		
SEX UND LIEBE	67		
Online Love	68		
Dildos, Dorms und Daddy	81		
Generation Porno, Sex und Macht	84		
Schönheitsideale und Sexualisierung	99		
Princess Culture	104		

für mein jüngeres selbst

sans titre

*last night in paris
and I can see the
nightlights
illuminating dusty
clouds
and the towers
beam*

*in the tiny studio
on the eighth floor
which reminds me
of the twelfth
and the seventh
and the third*

*but also not at all
because clarity is
missing
on horizon's edge
over hospital beds
over dirty rivers
but
clarity has persisted
in my puff-white head*

*always chasing high
rise buildings
and rising high
hopes
for a better future
for a better me*



INTERNET

digit liar

*click press pause rewind
you have never left my mind
I asked so many times in vain
who are you, my turned off
digit liar*

*I danced through blurry pics
of pain
just to unlock an embezzled
amplifier
between those tiny spaces of
desire
lies you, a sought out version
of my damned off digit liar*

*leaked data overload
conversion
drowned in pools like a virgin
break down a blister pack*

*I hate the interface
and what you hold back
when I click face-to-face*

*casino dreams worsen
my space race*

*I keep a folder for your
disgrace*

*left click right in colon:
mental case*

*please delete my electronic
database*

*shoot me into planetary
outerspace*

MENSCHEN UNTER WOLKEN

Heute habe ich an dich gedacht. Ich wollte dir sagen, dass ich dich vermisse. Aber nicht auf eine Wir-waren-einmal-verliebt-ineinander-, sondern auf eine Du-warst-mein-bester-Freund-und-jetzt-weiß-ich-nicht-mehr-wer-ich-bin-Art.«

»Ich weiß, was du meinst. Ich vermisse dich auch.«

Es fällt auf dich und zerdrückt dich. Aber es fühlt sich nicht danach an. Weil du so leer bist und so fucking schwer. Jede Bewegung fühlt sich an, als würdest du ein unerträgliches Gewicht hochheben. Du weißt nicht, was du tun sollst, wohin du gehen sollst. Du fühlst dich einsam. Auf eine Art ist es so, als würdest du gar nichts spüren, als würde nichts etwas bedeuten. Aber da ist dieser Drang, etwas zu spüren. Ist es nicht seltsam, dass Leere so schmerzhaft ist?

Ich sehe sie an, wie sie in ihrem Pulli versinkt. Wir knien auf der Schultoilette in der Kleinstadt und wiegen Drogen ab. Hinter ihren Augen liegen Glassplitter. Sie reflektieren das industrielle Licht der alten LED-Lampen. Mit ihr ist alles anders.

Wo beginnen Geschichten? Und wo hören sie auf? Tage sind vergangen, geschmolzen wie brauner Schnee.

In warmer Dunkelheit unter Stuck in Westberlin flüstert er: »Ich glaube, du suchst etwas. Und weißt vielleicht selbst nicht, was.«

Ummantelt von einer Melancholie, die mich seit dem Tag in der Abflughalle nicht verlassen hat, nicke ich stumm. Nach Monaten unter einer Taucherglocke habe ich gefunden, wonach ich gesucht habe. Das ist, glaube ich, das Problem. Nun stehe ich in einem weißen Raum und mir wird klar, dass ich das, was ich so sehr brauche, einfach nicht bekommen kann. Vor mir liegt das leere Wissen darüber, dass all das Glitzernde, Funkelnde, das noch kommen wird, nur Blattgold ist.

Eigentlich will ich das gar nicht. Den hohlen Raum betrachten, der in mir liegt. Es ist so zermürend, ein mir sehr bekanntes und doch so unbeschreibliches Gefühl anzuschauen und immer und immer wieder in meinen Händen umzudrehen.

Es war nichts. Nur einige leise Worte, zwischen Hunderten von Häusern und Tausenden Wohnungen mit noch viel mehr Menschen. Und jeder von ihnen atmete, begann zu atmen, hörte auf zu atmen. Sie dachten und kochten und schwiegen. Und in mir zerbrach etwas. Ein kleines, dünn gesponnenes Seil war dort gewesen, wo die Scherben liegen. Kein großer Bruch am Boden, nur ein einziges Glas in einer endlosen Vitrine. Ich wusste, ich hatte schon Schlimmeres erlebt. Kronleuchter waren zerkracht und ich stand immer noch auf den Schienen in Ostberlin.

Aber so sehr ich mich auch dazu zwang, alles abzutun und mir zu sagen, dass sie nur eine von vielen war, bloß ein weiterer Name auf einer grotesk genauen Liste auf meinem Bildschirm – ich glaubte mir selbst nicht.

Der Wind war wieder kalt und ich spürte meine Knochen zittern. Mechanisch stieg ich aus der U-Bahn und lief über die Warschauer Brücke. Der Fernsehturm leuchtete, schaffte es

heute jedoch nicht, mich zu retten. Ich sah aus wie ein alter Herr in einem zu kleinen, zu schmalen Körper. Die Schulterpolster meines Jacketts standen ab wie die Hörner eines Stieres im August. Meine pechschwarzen Haare wehten im eisigen Wind. Ich war endlich wieder dunkel und gefährlich. Nur mein Inneres war schwach und geleeartig wie der Dotter von pochierten Eiern.

Müsste ich den Schmerz beschreiben, würde er aussehen wie eine negative Parabel. Erst ist alles ganz in Ordnung. Du lebst und erfreust dich, du bist genervt und manchmal traurig. Alles läuft auf einer Ebene. Du gleitest sanft durch dein Koordinatensystem und nichts passiert. Doch plötzlich verändert sich etwas. Neue Funktionen, neue Graphen. Du schießt nach oben und bist nervös, wenn du sie vor dir siehst. Spielend ziehst du sie in deine Welt. Bis sie sich fallen lässt und du am Höhepunkt ankommst. Oben glitzert alles. Du atmest Euphorie und alles scheint endlos zu fließen. Die Sonne steht über Berlin und du hältst ihre Hand. Alles könnte so bleiben. Doch du weißt, dass Kostbarkeit durch ihre Endlichkeit bestimmt ist.

Wochen später stehst du unter dem Türrahmen beim bunten Park. Du willst sie küssen und sie schreckt zurück. Die Distanz zwischen euch klafft wie felsige Abgründe im Himalaja. Sie will dich nicht, weil du nicht bist wie sie.

Du gehst, blickst nicht zurück und merkst, wie du langsam runterfällst. Wie die Strahlen auseinanderfallen und dein Körper sticht. Irgendwie bist du leer und wütend auf dich selbst. Du hättest dich nicht öffnen sollen.

Zwei Jahre später liegst du in der Altbauwohnung in der dunklen Stadt. Draußen fliegen mikroskopisch kleine Partikel durch

die Luft, die die ganze Welt zum Stillstand bringen. Ich laufe durch den Regen und setze mich mit nassen Haaren auf einen Sessel. Der Geruch des Raumes erinnert mich an etwas, doch ich kann es nicht zuordnen. Vor mir sitzt eine runde Frau, sie sieht aus wie eine Eule. Ich mag sie.

Ein paar Tage später halte ich einen Brief in der Hand. Auf welchem Papier steht dünn gedruckt: »Rezidiv Depression, mittelschwere Episode.«

Ich bin rückfällig geworden. Die Ausweglosigkeit meiner Situation lässt mich in alte Muster verfallen, schon vor die Tür zu gehen, kostet Kraft. Was soll ich da? Vor geschlossenen Läden stehen, in gerade so geöffnete Restaurants gehen, mit Freunden, die ich nicht habe. Erwachsenwerden ist für mich eine Treppe abwärts.

»Ich glaube, Social Media macht uns depressiv.« Meine Augenschmerzen. Ich habe gestern zu viel gekokst.

»Ja, da hast du recht, das merken auch wir Psychologen. In gewisser Weise leisten wir die Gegenarbeit zu dem, was online passiert«, sagt sie hoffnungsvoll und zugleich erschöpft.

»Ich bin ein Teil davon, Teil eines zerstörerischen Systems.« Wie soll ich die Ambivalenz, die in mir liegt, in Worte fassen?

»Fühlst du dich schuldig?« Sie schaut mir in die Augen und ich weiche aus, raus aus dem Fenster.

»Ja.«

Ein paar Wochen später fragt sie mich nach meiner moralischen Erziehung. Sie sieht, dass ich immer wieder zwischen Abgründen hänge. Dass sich kein größerer Sinn und keine Richtung in meinen Gedanken formen. Ich beantworte die Frage: Meine

Mutter versuchte, mir ihr christlich-mexikanisches Regelwerk aufzuerlegen. Mein Vater hatte eine klare Linie, wenn es um das Lügen ging. »Das hat auf mich nicht wirklich Eindruck gemacht. Ich habe mich dem irgendwie so bedenkenlos widersetzt. Ich habe viel gelogen.« Ich spreche von den zwei unterschiedlichen Bildern, die es von mir gibt.

»In meinem Umfeld war das anders, es gab nicht wirklich Regeln für Richtig und Falsch. Ich war oft bei Freundinnen, die alles durften. Gutes Benehmen, Freundlichkeit, Empathie, das war nie für einen Gott oder eine abstrakte Vorstellung von Gesellschaft. Es war nur für einen selbst.« In meinem Kopf setze ich eine Notiz: *Irgendwann mal was über Individualismuskritik schreiben.*

»Du sagst Sachen, die ich ganz oft sehe. Eure Generation ist frei von moralischen Grenzen, ihr müsst euch nicht an irgendeiner Art von bürgerlicher oder religiöser Moral orientieren. Der Leitspruch eurer Generation ist: Alles ist erlaubt und richtig, solange es aus dir selbst kommt. Dabei wissen wir oft gar nicht, was wir wollen, wir können es auch nicht immer. Wir haben widersprüchliche Bedürfnisse und sind mit den endlosen Möglichkeiten überfordert.«

Eine moderne Diagnose, die eigentlich schon ziemlich alt ist. Entfremdung, Überforderung, die kalte Großstadt, Einsamkeit und *Gott ist tot*. Ich denke an die Gedichte des Expressionismus, die ich vor zwei Jahren so gern las. In einer Gedichtanalyse über Georg Trakls Gedicht »De profundis« schrieb ich: »Die empirische Glücksforschung geht heute davon aus, dass Glaube von hoher Bedeutung für die Glückseligkeit der Menschen ist. Ein Verlust von Glauben, wie er in der Moderne häufig vorzufinden ist,

löst ein Bezugsvakuum für den Menschen aus. Es existiert kein offensichtlicher transzendenter Sinn mehr und der Mensch fühlt sich dadurch oft verloren.«

Aber was ist dieser Sinn? Gibt es den überhaupt?

Der moderne Mensch verspürt immer mehr eine Überforderung und Ohnmacht angesichts der Komplexität der Welt, ihrer Probleme und der Bedeutung des Einzelnen in ihr. Vor allem Menschen in den Metropolen des 21. Jahrhunderts tendieren dazu, diese Gefühle verstärkt wahrzunehmen. In einer Welt voller Menschenmassen, endloser technischer Möglichkeiten und von übertriebenem Materialismus stellen sich viele die Frage nach dem Sinn des Lebens. Es entsteht eine enorme Kluft zwischen der faktischen Austauschbarkeit des Einzelnen und dem in westlichen Gesellschaften zelebrierten, oft über alles gestellten Individualismus.

Die Frage, ob und inwiefern unser Leben jedoch von Bedeutung ist, ist aufgrund der Säkularisierung und der Vielfalt an Lebensphilosophien und politischen Ideologien allgemein nicht mehr zu beantworten. Im Ursprung war sie dies auch nie, jedoch haben Autoritäten in der Vergangenheit die Frage und somit auch deren Antwort für sich beansprucht und damit über das Leben anderer Menschen bestimmt. Heute ist es Leid und Erleichterung zugleich, dass wir diese Frage für uns ganz allein beantworten müssen.

Ich habe überhaupt keine Lust, über den Sinn des Lebens nachzudenken. Das macht nur mit 15 angetrunken auf Hügeln in trostlosen Vorstädten beim Sonnenuntergang Spaß. Jetzt ist das alles irgendwie so ernst und wichtig geworden, ein Framework für sein Leben zu haben. Ich bin glücklich darüber, dass ich

in einer Zeit aufgewachsen bin, in der ich sein *durfte*. Aber ich frage mich auch, was ist heute anders? Warum fühle ich mich so? Sind das nur meine eigenen unbedeutenden Probleme oder vielleicht Symptome einer ganzen Generation?

Ich spreche mit vielen Menschen und trotz der unterschiedlichen Nuancen und Wahrnehmungen entsteht ein klares Bild, wir sind eine in uns selbst gesplante Generation.

Auf einer dünnen Metalltreppe im fünften Stock über der Spree betrinke ich mich mit Marketing-Millennials.

»Ihr seid als Generation so cool. Ihr seid confident, accepting und stark nach außen, ihr könnt so über alles reden, Mental Health, Body Positivity, Masturbation, Trans, Gay, alles. Wir konnten das nicht, das war irgendwie tabu oder zumindest unhöflich.« Unter den DDR-Bauten in Ostberlin sagt eine Freundin: »Wir sind einfach alle fucking depressed.«

Menschen schreiben mir ihre Gedanken zur Generation Z: »Wir haben einen starken Drang zum Individualismus und sehen trotzdem alle gleich aus.« »Kinda broken but still goin' strong.« »We can relate to everything yet so many of us are misunderstood.« »A (sad) generation with happy pictures.«

Einerseits wirken wir frei und selbstbewusst, wir haben alle Möglichkeiten, wir sind politisch aktiv und streben eine bessere Welt an. Aber in uns ist nicht alles, wie es nach außen scheint. Die endlosen Möglichkeiten in jedem Lebensbereich überfordern uns, wir sind orientierungslos, einsam und vergleichen uns mit unrealistischen, unerreichbaren Idealen. Psychische Krankheiten, vor allem Angststörungen und Depressionen, wie ich sie beschreibe, sind die Krankheiten unserer Generation.

Es ist, als würden wir unter einer Wolke schweben, die durchzogen ist von der Hoffnung auf eine bessere Welt, auf ein besseres Ich. Sie ist voller Versprechen, Möglichkeiten und Wege, doch sie führt uns auch zu unseren größten Ängsten und in eine tiefe Einsamkeit. Die Wolke, die die Lebenszeit unserer gesamten Generation lückenlos einschließt, ist Verheißung und Verdammnis zugleich: das Internet.

SOCIAL-MEDIA-SUCHT IST PROFITABEL

Von Psycholog:innen und Steinzeitfeuilletonist:innen wird Generation Z gern als iGen, Generation Selfie oder als Zoomers bezeichnet. Dazu muss man eigentlich gar nichts sagen. Es ist sehr unterhaltsam, Artikel zu lesen, die Titel wie »Leben für die Likes« tragen und dann mit Sätzen beginnen wie: »Selfies sind zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Sie werden im Netz geteilt und geliked. Um aber möglichst viele digitale Herzen zu erobern, müssen die Schnappschüsse schon etwas hermachen.«¹

Moin, Klaus, du hast es voll raus. Ich geh dann mal wieder rein ins Netz, paar Herzen erobern! Irgendwer ist vor einigen Jahren dann auch auf die bescheuerte Idee gekommen, dass Smombie (*I know, don't get me started*), also Smartphone und Zombie, das Jugendwort des Jahres ist. Der Joke an dem Ganzen war aber, dass das Wort bis zu dem Zeitpunkt noch kein einziges Mal im Internet aufgetaucht war. Irgendein Kultur-Jürgen dachte sich wahrscheinlich, das sei absolut genial. Jugendkultur ohne Internet. Ja klar, let's go!

Texte von Boomern und Gen-X-Autor:innen zeigen, dass Welten zwischen den Generationen liegen. Die Sprache ist ganz anders, irgendwie ulkig. Vor allem wenn so von oben herab über »unsere« Themen geschrieben wird. Und trotz der klaffenden

Lücke und des mangelnden Diskurses haben Jürgen und Klaus und all die anderen irgendwie recht. Auch wenn ihre Analysen oft sehr eindimensional sind und wir mehr als stumpfe *Smombies* sind, so sind wir doch vor allem eins: fucking Social-Media-süchtig.

Die sozialen Medien können inspirierend und unterhaltend sein, doch sie machen uns auch oft traurig, einsam oder depressiv. Aber wie ist es möglich, dass eine ganze Generation, eigentlich sogar ein Großteil der Menschen, so stark von einem kleinen metallenen Ding abhängig geworden ist?

»Menschen sind soziale Wesen« ist so ein Satz, den man gern mal in eine Deutschklausur reindrückt, um schlauer zu wirken. Vielleicht passt er nicht in jede beliebige Dramenanalyse, aber er beinhaltet eine tiefere Wahrheit über uns. Wir brauchen andere Menschen, deren Präsenz, deren Anerkennung, deren Meinung und deren Halt, um zu überleben. In den sozialen Medien wollen wir genau diese Bedürfnisse befriedigen.

Der Neurowissenschaftler Dar Meshi war der Erste, der die Wirkung von sozialen Medien anhand eines MRT-Gehirnscans analysierte. Die Untersuchungen ergaben, dass Likes, Kommentare und Nachrichten das Belohnungssystem in unserem Gehirn aktivieren.² Evolutionsbedingt ist unser Körper darauf abgestimmt, lebenswichtige Handlungen wie Essen oder Sex als positiv zu empfinden, sodass wir diese immer und immer wiederholen möchten.

Was wir wollen, ist das Glückshormon Dopamin. Soziale Medien nutzen das Prinzip und basieren fast alle auf einem Instant-Gratification-System: Wir wollen sofortige Belohnung. Bei jedem

Like setzt unser Gehirn Dopamin frei und wird somit langfristig auf schnelle, kurzlebige Dopamin-Highs programmiert. Und davon braucht es dann immer mehr.

Wir sehen Instagram-Likes und TikTok-Views als Beweise für unsere Beliebtheit. Sie erfüllen unser Bedürfnis nach Anerkennung. Und dabei geht es vor allem um Quantität. Instagram und alle anderen sozialen Medien basieren auf Zahlensystemen, die unsere Popularität direkt messbar und vor allem vergleichbar machen. »Möglich gemacht wurde das alles durch Gamification, das Anwenden von aus Spielen bekannten Mechanismen auf reale Situationen und Herausforderungen.« Wir leben in einem riesengroßen Casino. Soziale Medien sind unsere Slotmaschinen und wir sind zu High-Score-Chasern von digitaler Aufmerksamkeit geworden.³

Aber warum ist das so? Warum haben die Mittzwanziger-Genies im Silikon Valley das genau so entwickelt? Das Ergebnis liegt eigentlich bereits im Aufbau und der Struktur der Programme und Apps, die uns heute so sehr prägen. Das Ziel von sozialen Medien wie Instagram, TikTok, Twitter, YouTube oder Tumblr ist, dass wir sehr viel Zeit auf ihnen verbringen. Das ist notwendig, um möglichst viele Daten über uns zu sammeln. Damit kann uns dann eine noch personalisiertere Werbung angezeigt werden, und die soll uns zu einer Kaufentscheidung inspirieren. Je mehr wir durch Social Media scrollen, desto mehr lernt der Algorithmus über unser Verhalten, unsere Wünsche, unsere Unsicherheiten und unsere Träume. Der Spätkapitalismus hat uns beigebracht, die kreisenden Gedanken mit Konsum zu stillen.

In der Frontline-Dokumentation »Generation Like« erklärt der Journalist Douglas Rushkoff: »Wenn ein Teenager online etwas

liked, ein Produkt oder eine Marke oder einen Star, wird es Teil seiner Identität, die er dann auch (über seine Social-Media-Kanäle) in die Welt broadcastet. (...) Und die Jugendlichen dazu zu bringen, sich für etwas zu interessieren, ist ein großes Geschäft. Deshalb ist es für die Unternehmen so wichtig, dass die jungen Menschen online bleiben, klicken, liken und tweeten.«⁴

Jeder kennt das subtil gruselige Gefühl, über ein Produkt zu sprechen und es am nächsten Tag vorgeschlagen zu bekommen. Viele glauben, dass die sozialen Medien mithören und unsere Gespräche verarbeiten. Und das ist teilweise auch der Fall (Smart TV, Alexa etc). Jedoch sind das (noch) zu große Datenmengen, als dass die Werbeindustrie sie effizient nutzen könnte. Aber wie kann es dann sein, dass Instagram weiß, dass ein rosa Kühl-schrank oder ein lila gefärbtes Spitzentop mich für einen Moment glücklich machen würde?

Wir werden nicht abgehört, der Algorithmus hat uns einfach nur in den Tausenden von Stunden, die wir dort verbracht haben, so gut analysiert und kennengelernt, dass er Produkte, die wir haben wollen, schon voraussieht, bevor wir selbst wissen, dass wir sie *unbedingt* brauchen.



INFLUENCER:INNEN

rich bitches don't stay single

*rose white pearl rings
fall to piece remodeled
floors. scholarships fly
unexpectedly to rosy cheeks
on red wine bottoms.*

*to best dressed school
offender. a higher class of
pursuits tender. through my
poisoned veins of jealousy.
all above the fragile door
calendar. back to high
beam star commutes.
into squeaking scratching
melodies.*

*you live in castles full of soft
shell clocks. this wooden
angel on your front porch.
my doors never had camera
locks.*

*blue light loads and ravel
opens canned up meatball
pain,
in slender red wine dumps.
you're my oligarch in
disguise.*

*blue lights don't do fucking
anything. psychotic drugs
don't do anything. if they are
laying on the counter. I'm no
goddamn contortionist.*

*get me out of the
entanglement. bring me
coke white line strings.*

*I run back home to run from
you. I run from home right
back to you.*

GLITZERPARTYS UND EINE LEERE WELT

Ich sitze auf einem weißen Bett im siebten Stock in einem der teuersten Hotels in Ostberlin. Ein Boutique-Hotel mit Smoothiebar und Bällebad. Nicht so ein polierter Butler-Kempinski-Scheiß. Ich sitze hier mit einem ganz normalen Mädchen. Schlank, braune Haare und im Jogginganzug. Nur dass sie kein ganz normales Mädchen ist, ich vielleicht auch nicht. Sie hat eine halbe Million Follower und verdient wahrscheinlich mehr Geld als die meisten berufstätigen Mitte-dreißig-Millennials. Sie erzählt mir: Es sei auch belastend, so dünn zu sein wie sie. »Skinnyshaming« nennt sie das.

Wir machen uns fertig für den Abend. Weißes Puder, bunte Farbpaletten, teurer Lipgloss. Aber keine Sorge, war alles kostenlos. Ich fühle mich benebelt. Doch die Droge ist heute keine Substanz, sondern etwas anderes: Geld. Macht. Bewunderung.

Dunkle High Heels blitzen hervor zwischen funkelnden Kleidern. Ich stehe im Fahrstuhl und bin nervös. Meine Designer Tasche hängt an meiner Schulter und ich klammere meine Fingernägel um den Gurt. Die verspiegelten Türen öffnen sich und alles verfliegt. Mit jedem Schritt durch die Lobby kommt mein Selbstbewusstsein zurück. Ich treffe die anderen am Eingang. Vor der Tür wartet ein schwarzer Wagen. Die Tür wird mir geöffnet und ich steige ein. Mein Blick gleitet am Fernsehturm vor-

bei. Unbesiegbarkeit fließt durch mein Blut. Türe auf. Pressezelt. Fotografen schreien Namen und ich verstehe plötzlich, warum es Blitzlichtgewitter heißt.

Monate später werde ich einen Typen aus L. A. daten, der in der Fashionindustrie in New York arbeitet. »Omg. You're on Getty Images.« Ich bin stolz darauf. Auf Getty zu sein, ist ein Statussymbol. Egal ob die Bilder vor der geschmacklosen Werbewand nicht ins Feed passen, sie werden trotzdem gepostet. Wegen dem fetten Getty-Sticker, der schreit: *Schaut alle her, diese Promi-Fotoagentur hat mich fotografiert, ich bin wichtig!*

Draußen gibt es Designercouches, eine verhüllte Bühne und Kellner, die mit Mini-Superfood rumrennen. Und natürlich nicht zu vergessen: kostenlose Cocktails. Neue Produkte werden vorgestellt, was aber keinen so wirklich interessiert, denn viel wichtiger ist, wer mit wem unterwegs ist. Der Saal fühlt sich an wie eine lebendig gewordene Boulevardzeitung. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich mich durch meine Einladung besonders fühle oder einfach nur fehl am Platz. Ein bisschen von beidem wahrscheinlich. Aus der Entfernung sehe ich eine große YouTuberin, der ich seit einiger Zeit folge. Ich fand sie unglaublich lustig und wollte mehr so sein wie sie. Auf Augenhöhe mit einem Idol zu sprechen, gefällt mir. Alles fühlt sich unwirklich an und ich tanze zwischen bekannten Gesichtern, Freunden und Managern bis spät in die Nacht. Es gibt eine bestimmte Uhrzeit, vielleicht eher einen gewissen Alkoholpegel, ab dem Followerzahlen plötzlich egal werden. Hierarchien lösen sich auf und wir tanzen alle wie alte Freundinnen beim Mädelsabend im Club. Betrunken von Narzissmus und Champagner erfreuen wir uns über unsere eigene Wichtig-

keit, die zerbrechlicher ist als die Gläser, aus denen wir trinken. Ein paar Stunden später bin ich mit der YouTuberin im Hotel. Ich, ihr großer Fan, halte ihre Haare, während sie ins Klo kotzt.

Einen Tag später sitze ich wieder auf dem Holzstuhl im Matheunterricht in der Kleinstadt. Zwischen Integralrechnung und dritter Ableitung interessiert es niemanden, wo ich war oder wie viele Follower ich habe. Berlin war wie ein glitzernder Fiebertraum, so wie Berlin eben immer ist.

Wieder ein paar Wochen später bin ich für einige Tage nicht mehr nur ich. Ich sitze im Bikini Berlin, einer Shoppingmall, es ist Donnerstag und ich sollte eigentlich in der Schule sein. Aber es gibt Prioritäten im Leben: die größte Beauty-Convention Deutschlands. Es ist immer wieder dasselbe Spiel. Schule schwänzen, bezahlte Flüge, teure Hotels, Unmengen an PR-Geschenken. Ein Wagen fährt vor, die Managerentourage holt dich am Hintereingang mit dem rosa Teppich ab und deine Füße tun schon nach zehn Minuten weh. 14-jährige TikTok-Stars rennen rum in Abiballkleidern. Die Security am Eingang der Loge kontrolliert die Artistpässe. Heute schreit alles wieder: »Ich bin wichtig!« Doch ich habe das Gefühl, dass alle um mich rum nur Aufblaspuppen sind, dass ich selbst eine leblose Hülle bin.

Es ist acht Uhr morgens und ich stehe etwas betreten in einer Ecke und schlürfe mir den ersten Sekt rein. Eine Bekannte kommt auf mich zu und begrüßt mich. Andere Influencerinnen, die ich nicht kenne, kommen her. Sie mustern mich lachend und fragen, wie ich auf Instagram heiße.

Eine lässt ihre Gelnägel über den Bildschirm zischen, sie sieht meine Followerzahl und lacht mich peinlich berührt an. Sie zieht

meine Bekannte an sich und sie verschwinden, schließlich redet man nicht mit Leuten, die weniger Follower haben als man selbst. Menschen, die einem nichts nutzen und die einen nicht weiterbringen. Entsetzt, aber nicht überrascht über diese seltsame Begegnung, stehe ich wieder allein da und frage mich, wo ich mehr Alkohol herbekomme.

Doch es ist noch früh und die kleine Show von eben war nur die Vorschau auf den Zirkus heute.

Da stehst du also um halb neun Uhr morgens etwas angetrunken von Sekt und Tausende Mädchen beneiden dich. Und du, was ist mit dir? Du denkst, du hast alles, was du immer wolltest, und doch hast du absolut nichts.

Warum tue ich das denn?, frage ich mich, auf die Menschenmassen blickend. Ich denke an ein Mädchen, das ich in der Nacht an einer U-Bahn-Station getroffen habe. Wir sind beide ein bisschen betrunken und sie starrt mich verwirrt an. Ihr Make-up ist verschmiert. Sie wirkt nervös.

»Hey, du bist doch Valentina.«

Mit einer Mischung aus Peinlichkeit und Stolz lache ich sie an.

»Ich wollte dir nur sagen, wie sehr du mich inspirierst. Als ich jünger war, habe ich so viel gelesen und habe das in den letzten Jahren voll vernachlässigt. Aber durch dich habe ich wieder Motivation gefunden und sogar selbst probiert zu schreiben.«

Ich bin irgendwie überwältigt. Erst seit ein paar Wochen habe ich damit begonnen, kleine Texte und Gedichte zu veröffentlichen. Es ist nicht das erste Mal, dass Leute mich offline ansprechen, doch sie geht mir besonders nah. Ich habe einen Menschen berührt.



SEX UND LIEBE

Lorbeerblätter

*Weißt du, ich habe dich
ersetzt.*

*Kam mit einer schweren Axt.
Und habe deinen Stamm
entfernt.*

*Doch Lorbeerblätter haben
Dornenstacheln.
Und meine Hände bluten im
Licht.*

*Mein Blitz schlägt ein,
Lässt dich zu schwarzem
Staub zerfallen.
Trägt mich fort von dir.*

*Aber Gewitter ziehen auch
vorbei.
Rote Früchte an deinen
gelben Blüten.*

*Ich tanze nackt mit Aletheia
Streiche ihre helle Haut.
Und küsse mit den Perlmutter-
Tränen.*

*Vielleicht bist du nur ein
Frühlingsspiel.
Weil ich das helle Blitzen
Und die dunklen Wolken so
vermisse.*

*Aber die Tochter im hellen
Kleid
Hat anderes prophezeit:
Will wieder an
Zeitungsständen lehnen.
Und deine Lippen küssen.*

ONLINE LOVE

Es ist Dienstagabend. Der Wind drückt gegen meine Fenster. Die Welt draußen ist dunkelgrau. Meine Wohnung ist beheizt wie eine Umarmung. Und trotzdem ist mir kalt. Die weißen schweren Decken genügen nicht, um der Kälte zu entfliehen.

Ich sehne mich nach der Wärme einer Person, die nicht existiert. Eines Menschen, den ich in meiner Vorstellung kreierte habe.

Meine Suppe ist heiß, ich verbrenne mich an ihr. Mein Hals schmerzt und mein Bauch bleibt leer. Ich brauche Nähe. Und die Stadt ist riesengroß. An jeder Ecke wartet ein Mensch darauf, geliebt zu werden.

Ich öffne mein Handy. Ich stelle den Topf auf die Seite und ziehe die Decke über mich. Eine dunkelrot leuchtende App schaut mich fragend an. Rot wie die Rosen im Mai. Rot wie die Liebe auf Werbeplakaten. Rot wie die Schnörkelschrift auf Plastikkarten.

Ihr Gesichtsausdruck wirkt erzwungen. Unsicher. Ihr Oberteil grün wie eine Kröte. Ich wische nach links. Weg. Sein Körper macht mir Angst. Viele Muskeln und kein Gesicht. Links.

Menschen flattern an mir vorbei. Ich will nicht mehr. Aber was, wenn dort die eine Person auf mich wartet. Was ist, wenn ich sie verpasse?

Sie hat kurze, geblichene Haare, dicke Lippen und buschige Augenbrauen. Ihr Körper ist dünn und mager. Ihr Blick richtet sich in eine abgeschnittene Ferne. Auf einem Bild ist sie nackt zu

sehen. Ihre Rippen stechen durch ihre helle Haut. Etwas in mir bewegt sich. Ich frage mich, wer sie wirklich ist. Sie ist besonders und mein Finger gleitet nach oben. Ein blauer Stern fliegt über den Bildschirm. Super-Like.

Bumble. Tinder. Hinge. Loovoo. Okay, Cupid.

Verschiedene Namen. Verschiedene Entwickler:innen Immer dasselbe Konzept. Hier und da sprießen neue Dating-Apps hervor, die meinen, sie seien nicht so oberflächlich wie die anderen. »Bei uns kannst du deine Hobbys angeben.« Die Garantie für eine gelungene Beziehung.

Doch das Groteske an diesen Apps ist nicht, dass wir uns anstatt in einer Bar in Kreuzberg oder beim Bäcker-um-die-Ecke im Internet kennenlernen. Sondern dass hinter den Swipes und Likes ein Multimilliarden-Dollar-Geschäft steckt, das von unserer Einsamkeit, Geilheit und Verzweiflung profitiert.

Zu sagen, es wäre ein Problem, das die Dating-Apps kreierte haben, wäre unfair. Denn der beschleunigte Spätkapitalismus funktioniert nur so, weil wir immer wieder das Gefühl haben, nicht gut genug zu sein. Keine glatte Haut? Hier ist das neue Invisible-Pores-Make-up. Nicht dünn genug? Ekelhafte überteuerte Saftkuren oder Boutique-Fitness-Mitgliedschaften. Zu faul, um rauszugehen? Kauf dir 'ne Gymondo-Mitgliedschaft und mach Squats auf dem Teppich!

Willkommen in der Welt, in der wir aufgewachsen sind. Doch irgendetwas unterscheidet all diese geldgenerierenden Minderwertigkeitskomplexe von Dating-Apps. Die Cosmopolitan schreibt: »So gut wie JEDER Flirtwillige ist von ›Tinderitis‹ betroffen (= süchtig nach der Dating-App), denn die macht das Kennenlernen

von neuen Leuten so einfach wie noch nie.«²⁵ Und auch so einsam wie noch nie.

Dating-Apps sind eine Grauzone aus Lust, Verzweiflung, Hoffnung und Scham. Heute wird es akzeptiert, wenn du sagst, ihr habt euch auf Tinder kennengelernt, und trotzdem bleibt eine typische Frage beim ersten Offlinedate oft: »Was erzählen wir den Leuten, wenn sie uns fragen, wie wir uns kennengelernt haben?« Das frage ich auch Sophie bei unserem ersten Date. Sie lacht peinlich berührt. Ich habe die Frage als Witz gemeint, aber irgendwie auch nicht. Sophie hat blonde Augen und ein strichförmiges Tattoo mit ineinanderlaufenden Regenbogenfarben.

Sophie ist mein zweites Tinderdate. Das erste war vor ein paar Monaten, als ich noch zu Hause bei meinen Eltern wohnte. Ihr Name war Sophia. Meiner Mutter hatte ich erzählt, wir hätten uns über Instagram kennengelernt. Weil Instagram einfach besser klingt als Tinder.

Jetzt sitzen wir also bei einem Italiener in Prenzlauer Berg und erfinden Geschichten über unser Kennenlernen. Sie ist schüchtern und wirkt nervös. Nach dem Essen und dem ersten Wein gehen wir über die Straße in eine Bar. Wir reden über Kunst und unsere Träume und versinken in der Couch. Sie fragt mich, wie viel Uhr es ist, und will nach ihrem Handy greifen. Ich sage: »Wir haben noch genug Zeit«, und küsse sie.

Am nächsten Morgen fährt sie wieder nach Köln. Wir sind in der gelben Trambahn und ich halte ihre Hand. Sie war nur für ein paar Tage in Berlin. Ich steige aus und habe sie seitdem nie wieder gesehen.

Ein paar Monate sind vergangen und ich lebe jetzt in New York. Ich sitze in einem Café in Soho und schreibe. Mein Handy blinkt kurz auf und ich schaue auf den Bildschirm:

Sophie: Ich vermisse dich.

In Deutschland ist es ein Uhr nachts und sie ist betrunken. Ich frage mich, was sie die letzten Monate gedacht hat und warum sie immer noch an mich denkt.

Ich weiß nicht, ob es Einsamkeit ist oder ob sie mich, und ich meine wirklich mich, vermisst. Wieder öffne ich die rote App und wische vor mich hin. Die Mädchen in New York sind wunderschön. Interessant, künstlerisch, verschieden. Und trotzdem kann ich nicht aufhören, daran zu denken, wie paradox es ist, dass Tausende, sogar Millionen von Menschen an unseren Fingerspitzen liegen und wir uns trotzdem so einsam fühlen wie noch nie.

Aber wie kann das sein? Heute wird unser Partner oder unsere Partnerin nicht von unseren Eltern ausgewählt. Es geht nicht mehr um Macht, die Erhaltung der Monarchie oder die Wahrung der Familienehre. Wir müssen auf keine unangenehmen Faschingsbälle oder in den Standard-und-Latein-Tanzkurs, um jemanden kennenzulernen. Wir brauchen keine Blind Dates oder Geburtstagsfeiern von Freunden, die es ja nur gut mit uns meinen. Wir müssen eigentlich nicht mal unseren Schlafanzug, unser Bett oder unser Haus verlassen, um uns zu verlieben.

Aber abgesehen davon, dass Liebe mit Bildschirm und Pyjama ziemlich langweilig klingt, sind unüberschaubare Möglichkeiten ähnlich bedrückend wie eine komplett von außen bestimmte Partnerwahl. Früher gab es weniger Leute, die man kennenlernen

konnte - und heute sind wir überfordert mit der Auswahl, die wir haben.

Unverbindlichkeit charakterisiert unsere Generation. Treffen mit Freunden bleiben lose Verabredungen. Beziehungen hängen oft in der *We-are-a-thing*-Phase. Irgendwo wartet jeder auf etwas Besseres. Dass doch die Freundin mit der großen Wohnung anruft, weil sie eine Party feiert. Oder wir den coolen, kreativen, aber auch einfühlsamen und unkomplizierten Skater-Tumblr-Boy matchen werden.

Wir leben in einer Welt mit endlosen Möglichkeiten. Endlosen Studiengängen. Endlosen YouTube-Videos. Endlosen Datedates. Und in jedem Moment, in dem wir uns aktiv für etwas entscheiden, entscheiden wir uns automatisch auch gegen unendlich viele andere Möglichkeiten.

Das Ganze geht so weit, dass wir sogar Angst davor haben, Entscheidungen zu treffen. Ich habe Freunde überall auf der Welt, und trotzdem finde ich immer wieder an den Punkt, an dem ich sage: *I hate decisions*.

Also warten wir und sagen: Lass uns spontan treffen, oder wir bleiben monatelang ein Thing. Aber was zur Hölle ist ein Thing? Ich glaube, der Denkfehler dabei ist: Keine Entscheidung treffen ist auch eine Entscheidung.

Die Soziologin Eva Illouz erforscht die Entwicklung der romantischen Liebe in modernen westlichen Gesellschaften.²⁶ Sie definiert: »Verliebtsein bedeutet, sich auf eine Person zu konzentrieren, die man als einzigartig begreift.« Es ist das warme, erleuchtende Gefühl in uns, weil die Person, die vor uns steht, besonders ist. Anders, kreativ, verständnisvoll.

Früher gab es weniger Möglichkeiten, neue Menschen zu treffen. Und wenn wir weniger Personen kennen, ist die Wahrscheinlichkeit auch höher, eine von ihnen als einzigartig zu empfinden. Sich für sie zu interessieren. Mit ihr zu flirten. Sie kennenzulernen. Und zu merken, wie *special* sie ist.

Doch mit dem Internet wird der Mensch austauschbar. Wenn wir lange genug swipen, können wir ein seltsames Spiel spielen. Menschen in Kategorien einteilen. E-Girls, Skater-Boys, Cloud-Rapper, Insta-Baddies, Vintage-Girlies, Soft-Boys. So grotesk ist es gar nicht. Wir tun es schon längst, und zwar nicht nur auf Tinder, sondern in allen sozialen Medien. Durch die Kategorisierung wird auch klar, was hier passiert: Der Mensch wird zur Konsumware.

In einem Gedicht namens »Um den Brunnen zu füllen«, das ich vor einiger Zeit schrieb, lautet eine Strophe:

Das Licht geht aus, die Welt zerfällt.

Ein Brunnen der immer nur tiefer geht.

Schmerzend in meinem Körper steht.

Und sich einen Mensch bestellt.

Einen Menschen bestellen? Verstörend. Ich schrieb diesen Vers damals nicht, weil ich fand, dass es sich cool anhört oder poetisch wirkt, sondern weil es sich so anfühlt. Wenn ich Gedichte schreibe, habe ich keinen konkreten Gedanken vor mir, den ich abstrahiere. Die Abstraktion ist das Gefühl selbst.

Manchmal stelle ich mir Dating-Apps wie einen riesengroßen Supermarkt vor. Mit vielen verschiedenen Abteilungen. Einmal

Soft-Boy und Poetry-Girl zum Mitnehmen, bitte. Und das Faszinierende daran ist, dass, sobald der Match entsteht, beide gleichzeitig zum Käufer und zur Ware werden.

Heute wollen wir Liebe, Nähe oder Sex schnell, sofort und zu jeder Zeit verfügbar haben. Aber warum? Als Kinder des hyperdynamischen Spätkapitalismus kennen wir nichts anderes als Schnelligkeit. Alles um uns rum ist charakterisiert durch Kurzlebigkeit: Produkte, Modetrends, Politik, Fast Food, Fast Fashion, Fast Love.

Also auch Generation Fast Sex?

Nicht wirklich. Verschiedene amerikanische Studien²⁷ zeigen, dass junge Menschen weniger Sex haben als die Generationen vor ihnen. Die aktuelle Forschung bezieht sich dabei aber vor allem auf Millennials, die Generation vor uns. Das liegt daran, dass »unsere« Generation zwischen 10 und 25 Jahren ist, viele Gen Z's sind also noch zu jung, um sexuell aktiv zu sein. Dennoch ist zu erkennen, dass der Trend weiter fortgeführt wird.

Trotz Dating-Apps und Hook-up-Culture findet der meiste Sex auch heute noch in festen Beziehungen statt, diese werden aber immer seltener. Die entstandene Lücke wird durch das Internet gefüllt. Wir haben weniger physischen Sex und mehr virtuellen Sex. Es ist schwieriger, einen Partner oder eine Partnerin, und einfacher, Sex online zu finden.

Eine Zukunft, in der wir alle nur noch Sex mit Robotern haben und online miteinander kommunizieren, klingt ziemlich düster. Sie wird so aber wahrscheinlich nicht kommen, weil das menschliche Bedürfnis nach physischer und emotionaler Nähe stärker ist als die Tendenzen unserer Zeit. Die Frage, die sich also stellt,

ist: Wie gehen wir mit dieser Erkenntnis um? Datingplattformen boykottieren oder revolutionieren? Ich glaube, das Problem liegt nicht einmal an den Apps, sondern vielmehr in uns selbst. Dating-Apps sind wie ein Projektor, der uns zeigt, wie unsicher wir wirklich sind. Wir wissen oft nicht, was wir wollen, wollen sollen oder wollen dürfen. Das Chaos in der Welt hat das Chaos in uns mitgeprägt.

Sollen wir diese Apps benutzen? Eine Antwort zu finden, ist schwierig, vielleicht sogar falsch, wenn man von einer ganzen Generation spricht. Ich glaube, es geht auch nicht wirklich darum, ob wir Dating-Apps benutzen oder nicht, sondern vielmehr darum, wie wir sie benutzen und wie wir auch offline mit unseren Beziehungen umgehen. Denn im Endeffekt ist nicht der Akt des Swipens problematisch, sondern das ganze System, das sich dahinter verbirgt.

Um uns nicht einsam oder isoliert zu fühlen, müssen wir herausfinden, was wir wollen. Wir müssen lernen, uns aktiv zu entscheiden und die Grenzen unseres Nutzerverhaltens herauszufinden. Date-Matches basieren - wie es bei den meisten anderen Social-Media-Plattformen der Fall ist - auf einem Instant-Gratification-System, das viele Ähnlichkeiten mit Drogen aufweist. Das blinkende Licht setzt Dopamin in unserem Gehirn frei.²⁸ Psychologen gehen davon aus, dass Matches das Gleiche bewirken wie Likes.²⁹ Auch hier suchen wir unterbewusst nach Bestätigung. Diese Art der Befriedigung kann sich schnell zu einer psychischen Abhängigkeit entwickeln. Das Gehirn wird auf schnelle, kurzlebige Dopamin-Highs programmiert und braucht immer mehr.

Wenn Dating-Apps also eher als Egoboost fungieren, wird klar, warum aus den Tausenden Matches auch oft nichts wird. Wir öffnen die App, swipen, matchen, verteilen und erhalten ein paar Komplimente, fühlen uns besser und schließen sie. Einmal mehr geht es nicht wirklich um zwischenmenschliche Beziehungen, sondern nur um uns selbst.

Trotz allem dürfen wir eins nicht vergessen: Hinter den Algorithmen, Bildern und Swipes sitzen echte Menschen. Und manchmal sind es eben doch genau die Menschen, die wir jetzt gerade brauchen.

Es ist Anfang Februar in New York. Ich bin seit ein paar Tagen hier. Ich möchte alle Ecken der Stadt kennenlernen. Jeden Winkel und jede Art von Mensch. Also öffne ich die App, die mich noch in Berlin so bedrückte, weil sie mir meine Einsamkeit wie einen Spiegel vors Gesicht hielt.

Aber hier und jetzt ist alles anders. Ich bin frei und die Stadt leuchtet. Ich bin versunken zwischen zwei Matratzen und drei Decken in dem langen Zimmer im zwölften Stock. Ich wische über meinen Bildschirm und nehme es nicht wirklich ernst.

Wie auch damals in Berlin fliegen die meisten Gesichter an mir vorbei. Wenn ich den Mädchen auf der Straße oder in der U-Bahn begegnet wäre, wäre ich nicht einmal in der Lage, sie wiederzuerkennen.

Aber manchmal stoße ich auf Mädchen, die anders sind. Nicht weil sie sich auf den ein bis acht Bildern so sehr von den anderen unterscheiden, sondern weil sich das, was sie in mir auslösen, anders anfühlt.

Cas war die eine Person, die mich in New York wirklich interessierte. Sie hat blonde Locken, ein weiches Gesicht und traurige graublau Augen. Ein Bild zeigt sie im Central Park mit Gitarre. Auf ihrem Profil steht: »I will write you a poem.«

Es gibt kein unnötiges How-are-you. Keinen anstrengenden Small Talk. Ich frage sie, was für Dichter sie liebt. Jorge Luis Borges. Später sagt sie einmal, meine Gedichte erinnerten sie an ihn. Ich bin berührt, doch ich glaube ihr kein Wort.

Zwei Tage später treffe ich sie vor einem Restaurant in der Lower East Side. Ihre Haare sind verwuschelt und sie trägt große eckige Kopfhörer. Cas studiert Film an der NYU Tisch School of the Arts. Sie kommt aus Madrid und hat in Paris gelebt, bevor sie nach New York zog. Wir essen Nudeln und sie erzählt mir von ihrer Faszination für Emotionen und Religionen. Wir sprechen auf Spanisch und ich merke, dass ich mich mit meiner Mutter noch nie über Kunst und Philosophie unterhalten habe. Wörter wie Paradoxon, Gegensätzlichkeit und Metaphysik bleiben auf der Strecke zwischen Kopf und Mund hängen. Ich glaube, sie findet es süß. Ich mag die Energie zwischen uns. Wir sind beide selbstbewusst und doch irgendwie nervös. Nach dem Essen möchte ich noch nicht gehen, doch es hat angefangen zu regnen.

»We can go to the radio.«

Ich denke, sie meint ein Café oder eine Bar. Wir laufen durch die Stadt und ich kann nicht aufhören zu denken, wie glücklich ich hier bin. Wir gehen vorbei am Washington Square Park und stehen vor einem Gebäude mit großen lila Flaggen. New York University. Wir gehen rein und ich bin etwas verwirrt. Cas bringt

mich in den Keller und auf einmal verstehe ich, wo wir sind. Der Vorraum des Zimmers riecht nach wässrigem Bier. Der kleine Raum ist vollgestopft mit CDs, Platten und Kassetten. An den Wänden hängen zerkratzte Poster von Bands, die ich nicht kenne. An einer Seite steht eine dreckige Couch und an der anderen ein Schreibtisch mit einem Mischpult, Mikrofonen und Controllern. Wir sind in der NYU-Universitätsradiostation.

Alles fühlt sich an wie eine Collegefantasie. Das Licht ist aus. Der Laptop flackert. Sie zeigt mir spanische Trapmusik. Wir sitzen auf den Schreibtischstühlen, als wir uns küssen.

Bevor ich zum Six Train laufe, rauchen wir Zigaretten im Regen vor einer überdachten Tür unter einem No-Smoking-Schild.

Ein paar Wochen später bricht die Coronapandemie aus. New York wird sich zum weltweiten Epizentrum der Krise entwickeln. Innerhalb von kurzer Zeit werden alle Schulen in der Stadt geschlossen und wir müssen beide zurück nach Europa. An Orte, die für keine von uns ein Zuhause sind. Ein paar Stunden vor meinem Abflug kommt sie noch mal an die Upper East Side, um sich zu verabschieden. Sie gibt mir eine kleine Papierrolle und sagt: »I told you I would write you a poem.«

Im fast leeren Flugzeug öffne ich den Zettel. Ich lese den ersten spanischen Vers und spüre, wie ich zerbreche. Mein Atem stockt und ich kann nicht aufhören zu weinen.

Hola!

Für dich, meine Frau aus Bronzestaub, natürlich und für immer.

Du hast es nicht bemerkt... das mit dem Mädchen der Zeit.

Dass die Wolken keine Flügel mehr haben, sie sind braun, und ich, ich möchte zum Himmel sterben.

Ich habe versucht, in deinem Blick zu schlafen, ich wusste nicht, dass man Stille weinen kann.

Es ist für dich, dieses Augustlächeln, wenn ich immer noch den Schmerz einer zusammengesetzten Brise aus Nachnamen spüre.

Ich glaube, ich bin ein bisschen wie du, wenn ich auf den Boden schaue.

Trotz allem erinnerst du mich an eine Zeit, die ich vergessen hatte, du bist die Milchstraße in meiner Brust.

Wenn ich auf dein Gesicht schaue, tut mir ein Tod leid, der nicht ganz mir gehört.

Es tut so weh und so weh zu sein, wenn ich auf den Fluss schaue.

Wir haben uns nie so gesehen wie die Vögel, die nach unten blicken.

Dein Haar ist eine Trauer, die ich versteckt habe. Du lässt mich vergessen, was das Wort Scham bedeutet.

Danke für alles und nichts.

Um mich daran zu erinnern, dass die Nacht auch unter Eidechsen aus Samt träumt.

Nach so vielen Jahren des Wartens verstehe ich endlich deinen Namen und warum du angehalten hast, ich bin deine Ampel.

Es ist für dich, dich und all deine bunten Sachen, mit deinen kleinen Fischen.

Ich kann es kaum glauben:

Nein, ein Lächeln ist kein Messer in Pfützen, ich trinke weiter von ihnen.

Ich hätte nie gedacht, dass Seufzer aufhören würden zu schweigen oder dass mein Tod das Ende deiner Lippen sein würde.

(CLG)

Es ist das Schönste und Wertvollste, was mir jemand geschrieben hat. Ich bin froh, Cas in dieser seltsamen, rot blinkenden App gefunden zu haben.

DILDOS, DORMS UND DADDY

An meiner Wand in meinem Dorm-Zimmer an der Upper East Side hängt ein Plakat der Zürcher Künstlerin Luma Westbau. Darauf steht: »PROMOTE ANAL AND DILDO SEX. STOP REPRODUCTION«. Die Mutter meiner ebenfalls 19-jährigen Mitbewohnerin aus Norwegen steht entsetzt in unserem Zimmer. Sie ist peinlich berührt und sorgt sich um das Wohl ihrer Tochter, die mit so einer obszönen jungen Dame wie mir zusammenwohnen wird. Ihre Empörung befriedigt mich.

Ein Jahr zuvor sitze ich in einem kahlen Klassenzimmer in der Kleinstadt. Ich trage, seit ich 15 bin, keine BHs. Auf meinen engen weißen Shirts stehen Wörter wie »Daddy«, »Masturbate« oder »Enjoy Gay Love«. Jeder kann meine Nippel sehen. Meine Klassenkameraden nennen mich »Spitzbusen«, »ökovegane Feministin« und »BH-Verbrennerin«. Besonders ein Junge, dessen Ego und fragile Maskulinität sich von meiner sexuellen Selbstbestimmung angegriffen fühlen, hat es auf mich abgesehen.

Ich genieße seine Reaktion und dass ich einen Grund habe, mich mit jemandem zu streiten. Es ist alles so unfassbar klischeehaftes aufmüpfiges Teenieverhalten, aber das ist mir egal. Resignierend verdreht er die Augen und ich genieße die Provokation.

Sex ist Teil meiner Identität. Und das trage ich gern nach außen. Für mich ist das nichts Verwerfliches. An der Wand in



POLITIK UND AKTIVISMUS

Mein Museum

*Kraftlosigkeit im großen
Raum.*

*Grau fallende Schwalben
landen auf dem toten Baum.
Endlos klirrende Gleise.
Dunkelblau dumpfe Kreise.
Dicke Sandsteine zermalmen
alles was mir bleibt.*

*Golden fließende Hallen.
Elfenbein an Marmorsäulen.
Öl zeichnet mein Gesicht.
Die bunten Farben fallen.
Es bleiben graue Beulen
am Rahmen ohne Licht.*

*Hautfetzen an Eichenholz
stechen durch zerbrochne
Splitter.*

*Vorne hängt ein Meisterwerk.
Die Äpfel leuchten bitter
am verbotenen Berg.
Kuratoren lachen stolz.
Stehlen
alles, was mir bleibt.*

ZWISCHEN HOLZZAHNBÜRSTEN UND FLUGREISEN

Im Dezember in der zwölften Klasse hält mich nicht viel am Leben. Meine Mom und ich fahren durch die leeren Straßen der Kleinstadt. Ich bin gelangweilt und rede nicht viel mit ihr. Da ist dieses klumpige Etwas in mir, das meine Worte im Kopf zerstückelt. Wir holen einen Freund aus Kalifornien von der verschneiten S-Bahn-Station ab. Vor ein paar Jahren bin ich in Las Vegas abgehauen, um mit dem Greyhound-Bus durch das golden glänzende Valley nach Laguna Beach zu fahren. Dort habe ich Eden kennengelernt, mit dem ich Lana Del Rey schreiend über den Pacific Coast Highway gefahren bin. Jetzt ist wenig von diesem Freiheitsgefühl und dieser Lebensfreude übrig geblieben.

Mit dunklem Eyeliner und dunklen Haaren laufen wir durch die Münchner U-Bahn-Stationen. Die Stadt ist tot und wir stehen vor einem halb leeren Club. Ich nehme Edens Hand und wir setzen uns in den Park mit Blick auf den Justizpalast. Ich zünde einen Joint an. Eden zieht wie ein 13-Jähriger und fängt an zu husten. Auf der Straße fährt ein blauer Polizeiwagen vorbei. Ich schaue Eden mit großen Augen an und halte meine Hand panisch unter die Bank. »*Bitch, I'm scared. Police in Bavaria is something else!*« Irgendwo ist die Angst vor der Polizei Teil des Erlebnisses, in Bayern aufzuwachsen. Später tanzen wir durch lilablaue Lichter. Ich

bin zu betrunken, um irgendwas zu fühlen. Im Überfahren wir durch die langen Tunnel, wir hören Musik, die wir schon gehört haben, als wir jünger waren. Noch nicht ganz nüchtern, buchen wir ein Ticket nach Berlin für heute Mittag. Theoretisch habe ich in ein paar Stunden Schule, aber das ist mir egal. Nicht weil ich mich an sich nicht für die Schule interessiere, sondern weil meine Psyche nicht zulässt, dass ich mich überhaupt für irgendwas interessiere. Mit einem Rucksack, einem Kater, zu wenig Schlaf und einer kleinen Portion Hoffnung laufen wir Richtung Hauptbahnhof. An uns ziehen eine Handvoll Jugendliche mit Pappkartonplakaten vorbei. Im Zug nach Berlin schweigen Eden und ich uns an. Ich höre irgendeine semitaurige Musik und bin nachdenklich. Unsere Generation hat keinen *Purpose*, keine Aufgabe, keine Bewegung, kein Ziel. Wir sind alle ein bisschen hoffnungslos, denke ich. Wenn ich Videos von Bewegungen ansehe, wäre ich gern Teil von irgendetwas. Proteste gegen den Vietnamkrieg in San Diego, auf LSD in Woodstock, bei den Studentenprotesten der 68er in Paris. Alles, was von älteren Menschen in Museen, Filmen und in der Popkultur romantisiert wird, vielleicht weil sie einmal selbst dabei waren und dann aufgegeben haben und sich dem Kapitalismus und dem Einfamilienhaus mit Gartenzaun gebeugt haben. Ich frage mich, wer diese jungen Menschen am Bahnhof waren, und finde im Internet schnell das ikonische Bild von Greta vor dem schwedischen Parlament, das ist erst ein paar Wochen her, dass sie da zum ersten Mal ganz allein saß. Dieses Wochenende werde ich Eden und seinen ukrainischen Lover aus der Gaybar ins Kater Blau schleppen und bis in den Samstag zu Techno tanzen. Nächste Woche aber will ich alles verändern.

Ich suche mir einen Therapieplatz und möchte wieder mehr Sinn in mein Leben bringen. Ich überrede zwei Freunde von mir am nächsten Freitag, auf eine der ersten Fridays-for-Future-Demonstrationen in Deutschland zu gehen. Neben uns laufen die elitären linken Kunstkids aus München mit ihren nachhaltigen Designerschuh, sie hören Tame Impala über die Bose-Boxen, die ziemlich sicher in einem Dritte-Welt-Land unter menschenunwürdigen Bedingungen zusammengeschraubt wurden. Dass sie (und ich auch) gegen sich selbst, ihren Lifestyle und die ETFs und Aktienfonds von Mama und Papa protestieren, spielt hier keine Rolle. Wir schreien und tanzen und hoffen, wie sonst auch, plötzlich auf eine bessere Welt. Ich spüre große Widersprüche in dieser Menge und denke daran was eine Freundin mal zu Generation Z gesagt hat. *Wir stellen Anforderungen an die Gesellschaft, die wir selber nicht einhalten.*

In der Schule diskutieren wir die Argumente, die gegen die jungen Menschen auf den Demonstrationen vorgebracht werden. Wir stünden ja gar nicht dahinter, würden ja selber alle dreimal im Jahr in den Urlaub fliegen und wollten überhaupt nur Schule schwänzen.

Wenn ich um mich blicke, kann ich das nicht ganz klar leugnen, doch langsam entwickle ich eine Meinung dazu. Es braucht keine einzelnen perfekt moralischen und ökologischen Menschen, um eine Klimakatastrophe zu verhindern, wir brauchen ein System, das dies mit unserer Unterstützung schafft. »Die junge Generation ist da überraschend ehrlich. Die Jugendlichen wissen, dass sie noch nicht so leben, wie sie es eigentlich selbst wollen. Sie sind dafür zu sehr Kinder unserer Zeit. Konsequenz auf Plastik

zu verzichten, ist für Individuen zum Beispiel schwer. Die Jugendlichen wissen, dass sie es allein nicht schaffen, und haben deswegen eine starke Sehnsucht nach staatlichen Vorgaben«, sagt der Jugendforscher Klaus Hurrelmann.⁵⁰

Mit jeder Demo wächst ein Gefühl von Verantwortung in mir. Aus einer leeren Suche nach Zugehörigkeit ist etwas Großes geworden. Ich fühle mich zum ersten Mal seit ein paar Monaten, als gäbe es da irgendwie mehr. Das Ganze nimmt Fahrt auf, jede Woche sind es mehr und mehr junge Menschen. Politik und Presse hören auf einmal zu. Meine Schule droht mit Verweisen und Disziplinarverfahren für alle, die freitags Schule schwänzen. Ich bekomme null Punkte in Sport, die ich sowieso bekommen hätte, und stehe jeden Freitag in München auf dem Königsplatz. Zum ersten Mal spreche ich auf meinen Social-Media-Accounts über Politik, über Bienenpetitionen und Klimastreiks. Ich entwickle wieder eine Leidenschaft für Politik, die mich die nächsten Jahre nicht loslassen wird.

In wenigen Monaten wird aus der politikverdrossenen, in Wohlstand und politischer Stabilität aufgewachsenen Generation eine aktivistische, laute Generation, die große Fragen und Forderungen an die da oben stellt. Wir realisieren, wir werden in Zukunft mit den Folgen der politischen Entscheidungen von heute leben müssen. In uns ist dieser starke Drang nach Veränderung gewachsen.

Die existenziellen Krisen, die uns bevorstehen, sind anderer Natur als die der Vorgängergenerationen. Zahlreiche Millennials haben die Finanzkrise und die damit einhergehende Arbeitslosigkeit als (junge) Erwachsene mitbekommen. Für viele von ihnen

stand an erster Stelle, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden, finanzielle Sicherheit zu erlangen und sich mit materiellen Produkten, Reisen oder Erlebnissen das Leben schön zu machen. Abstrakt und fern erscheinende Themen wie Klimawandel oder soziale Ungerechtigkeit spielen vielleicht keine so große Rolle, wenn nicht einmal klar ist, ob man selbst überhaupt einen Job bekommt, obwohl man ganz brav den Bachelor oder Master gemacht hat.

Für uns ist das alles anders, die Finanzkrise haben wir als Kinder nicht wahrgenommen oder verstanden. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir 15, 16, 17 geworden sind und anfangen, uns mit unserer beruflichen Zukunft auseinanderzusetzen, galten schon wieder andere Voraussetzungen. Wenn wir durch die Stadt laufen oder durch Instagram scrollen, werden wir bombardiert mit Werbungen für Ausbildungsplätze oder Fernunis mit Doppelbachelor. Dieses - zumindest scheinbare - Wegfallen der existenziellen beruflichen Unsicherheit macht den Blick frei und erlaubt uns, uns zu politisieren. Die allgemeine Sicherheit über den Fortbestand des Planeten und unsere Lebens- und Wohlstandsgrundlage, die wir als Kinder erfahren haben, existieren für uns in dieser Form nicht mehr. Unsere Bedrohung ist nicht mehr so greifbar wie die der letzten Jahrzehnte, ihre Konsequenzen dafür umso dramatischer.

Viele junge Menschen versuchen als Einzelne zu handeln, doch der veränderte Konsum von wenigen kann nicht zu einem systemischen Wandel führen. Die Widersprüche, die ich auf den Demos erlebt habe, sind nicht Zeichen einer ignoranten Generation, die nur Ansprüche hat und nichts tut, sondern eine Auffor-

derung an diejenigen, die wirklich in der Verantwortung stehen. »Wer kein Fleisch isst, bezieht vielleicht trotzdem Kohlestrom. Wer kein Auto fährt, mag das gesparte Geld für die nächste Flugreise ausgeben. Wer gebrauchte Kleidung kauft, nutzt unter Umständen eine alte Ölheizung. Die Erkenntnis, dass die Politik Verantwortung jahrzehntelang an Privatpersonen abgegeben hat und sich somit selbst in die organisierte Verantwortungslosigkeit manövrierte, treibt Menschen auf die Straße. Die Menschheit rettet man nicht in Bioläden, sondern dort, wo die großen Entscheidungen getroffen und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen festgelegt werden.«⁵¹ Das schreibt Jakob Nehls, der in der Jugendvertretung von Amnesty Deutschland aktiv ist.

Alles führt am Ende zurück zur Politik und zur Wirtschaft, zu den Menschen, die in unserem System Macht besitzen. Wir stehen vor vielen verschiedenen Herausforderungen. Autoritäre Kräfte gewinnen wieder an Macht, Desinformation fordert demokratische Grundverständnisse heraus und unsere Gesellschaft scheint gespaltener denn je. Doch was machen die Politiker:innen, die in unserem Namen für uns Entscheidungen treffen sollen? Und warum ist die Welt der Realpolitik, der Parteien und der Anzugträger immer noch so fern von uns?



FREIHEIT UND SINN

Zukunftsdroge

*An der Schwelle meiner
Worte
hängt der Wahnsinn.
Wahn. Sinn.
Aber welchen Sinn hat*

*Angst-Adrenalin
wird
zu
Dopamin*

*Die Welt <endet>
und wir sind immer noch da.
Weil wir nicht enden.
Nur vergehen.*

*Hängen mit den Lippen am
klaren Wein.
Zwischen Drogenrauch und
Drogenrausch.
Auf der Fensterbank in der
zerbrechenden Stadt.*

EINGEKAPSELT IN MUSIK

Ich lag hier. Behütet von dünnen Decken und fernen Liebeserklärungen.

Im Dunkeln wollte ich einschlafen zu den Liedern dieser Nacht. Ich dachte an alles, was ich dir sagen wollte. Und nicht konnte. Mir wurde klar, dass all diese Melodien und Texte und Lieder, die uns so sehr verbanden, viel mehr waren, als wir dachten. Ich sah dich. In dem dunklen Zimmer über dem Fluss am Rand der Welt. Ich sah, wie du da lagst, in Blaubraun gehüllt, wie du diese Lieder hörtest. Und kaum etwas verstanden hast. Nur den Beat, die Melodie und die verzerrten Namen europäischer Modeschöpfer. Ich sah dich, wie du nur die Energie wahrgenommen hast, aber nicht meine Essenz. Weil ich wie eine andere Sprache bin. Die du noch nicht sprichst.

Den ganzen Tag hatte ich mit all diesen Menschen gesprochen. Doch ich wollte nur deine Stimme hören. Sehen, wie dein kantig gezeichnetes Gesicht rund wurde, wenn du dich zusammenrolltest zwischen pfirsichfarbenem Rauch, schwarzen Spitzenbustiers, fliegenden Ringen und der endenden, endlosen Stadt. Der Stadt meiner Träume.

Seitdem ich im Flugzeug aufgewacht bin und die trocken grünen Flächen meiner Heimat sah, sprang ich von Ablenkung zu Ablenkung. Immer mit Menschen, immer mit irgendjemandem. Vielleicht habe ich die ganze letzte Zeit getrunken, gekiffert, leere Videos angeschaut, frustrierende Bücher gelesen, mit Leuten

geredet, um mir nicht selbst begegnen zu müssen. Um den Schmerz nicht zu fühlen, den dein Kuss im Fenster des gelben Taxis hinterlassen hat. Um nicht an dem Gedanken an den letzten Blick zu zerbrechen. An die letzte nackte Zigarette im schmalen Raum im zwölften Stock. Oder an das letzte Mal, als wir lachend unter den Lichtern standen.

Ist es nicht grauenvoll, dass ich mich nicht mehr an dein Lachen erinnern kann? Dass ich nicht weiß, ob es scheppernd und hysterisch war oder trocken-dunkel? Ob du oft gelacht hast oder ich nervös gekichert habe? Die Töne, die Oktaven sind so fern von mir.

Weil all die Momente bereits ein verschwommener Nebelfaden sind. Und ich nicht weiß, was echt war und was nicht. Oder wann und wie und warum ich jetzt im Staubgrün sitze und an dich und an die gestohlene Zeit denke.

Die Zeit, die selten herunterfällt. Vielleicht, weil wir es nicht verdienen. Oder gar nicht kennenlernen sollten.

Weil das, was zwischendenworten liegt, aus den Wolken kommt. Aus dem anderen Ende der Zwischenwelt. Aber weißt du, was? Selten hat mich jemand so nah an den Ausgang gebracht.

Immer wieder trete ich ein. In den hell erleuchteten Raum. Doch ich bleibe am Boden und blicke nach oben. Hin zu dieser weißen Tür. Und denke, ich werde niemals rankommen, niemals dort sein. Weil ich ich bin.

Aber auf einmal liege ich auf dir und ich kann den Knopf berühren.

Bitte, mein Blitz. Versprich mir, dass du wiederkommst. Wie in dieser Gewitternacht.

Jetzt gibt es nur noch eine Playlist, zwischen ganz vielen Daten, Bildern und Liedern. Es ist die mit der Mayonnaise und den Glitzermützen. Unter meinem Bett in einer Schublade liegt sie noch und funkelt schwach. Du hast seit sechs Monaten nicht mit mir gesprochen. Und das ist okay. Ich habe ein neues Leben jetzt. Vielleicht habe ich mich verändert. Ich musste irgendwie erwachsen werden.

Weißt du, du schickst mir diese Nachricht aus dem Nichts. Du trägst noch meinen Ring und hörst noch diese Lieder. Automatisch, ohne es zu realisieren, rolle ich mich ein in deine Decke, meine Decke. Ich weiß es nicht. Es gibt nicht mehr viel zu sagen über das zu weiche Bett mit zu vielen Decken aus dem zwölften Stock. Weißt du, es hat zu lange gedauert, mich an meine Zimmernummer zu erinnern. 1203. Vielleicht ist sie das nicht einmal. Es ist nur eine Nummer, die in meinem Kopf erscheint, wie 320, die etwas schief an deiner Tür in dem Flur mit den David-Bowie-Plakaten hing.

Hier ist also diese Decke, die er nicht anfassen durfte, als wir uns kennenlernten. Er fragte mich: Was ist los mit der Decke? Was ist los mit den Liedern? Was ist los mit der Mütze?

Ich habe nichts gesagt, ich war leise.

Da ist also die Decke, die ich um meinen Körper gewickelt habe, als ich zitternd im Flugzeug saß. Da ist die Glitzermütze, die du an dem Tag getragen hast, an dem wir uns im dritten Stock kennengelernt haben und an dem wir später komplett betrunken bei Lola's und dem Diner waren, wo ich am nächsten Morgen anrufen musste, weil ich dachte, ich hätte dort etwas verloren. Etwas Wichtiges wie meinen Geldbeutel oder meinen schwarzen

Ledermantel. Siehst du, das weiß ich nicht mal mehr. Es ist auch nicht wichtig. Dann ist da dieser teure Hoodie, den ich in Tribeca gekauft habe, um dich zu beeindrucken, obwohl mich Geld nie wirklich interessiert hat. Da sind diese zwei leeren Watermelon-Ice-Puff-Bars in meiner Schublade. Ich habe jede Art von Nikotin ausprobiert, aber nichts schmeckt nach dir. Und das Feuerzeug, das wir in Brooklyn gekauft haben an dem Tag, an dem alles begann zu zerbrechen. Es ist wie ein halbtotes Wesen von dem Tag, an dem wir so high in einem Touri-Pizzaladen waren, dass es uns ganz unangenehm war. Der Tag, an dem wir von einem japanischen Streetstyle-Fotografen in Soho auf dem Zebrastreifen fotografiert wurden, und der Abend, an dem uns Apple-Mitarbeiter in der Grand Central Station sagten, wir sähen aus wie Celebrities, die sich vor der Öffentlichkeit verstecken. Ich habe angefangen, diese Lieder zu hören, wenn ich Lavendel in meinen grünen Tee mische, und ich habe an dich gedacht.

Aber jetzt denke ich an jemand anderen, wenn ich den süßlichen Geruch rieche. Ich denke an jemanden, der niedlich, liebevoll und manchmal ein bisschen aggressiv ist. Seine künstlerische Tiefe ist nicht wie deine. Er ist kein Mysterium wie du. Aber mein Leben hat sich verändert und ich mich auch.

Die Gegenstände verstauben und verlieren ihren Wert. Übrig bleiben nur die Lieder, die einmal uns gehört haben. Aber jetzt gehören sie wieder nur mir. Wenn ich Musik höre und die Außenwelt verstummen lasse, mit Kopfhörern zwischen den hohen Decken meines Zimmers und über den roten Lautsprecher in meinem alten Auto, dann bin da nur ich und die Musik. Oft kenne ich das Gesicht des Künstlers nicht, habe niemanden vor meinen

Augen. Da sind nur diese Töne und die Kuppel aus Gefühlen, die sie kreieren. Wenn ich Musik höre, entsteht ein Austausch mit ihr. Ich spreche nicht mit ihr, aber sie lässt mich Gedanken formulieren, um mich zu erkennen. Ich sehe Wellen und abstrakte Formen und lasse mich von ihr treiben. Manchmal habe ich das Gefühl, ich bin der Musik näher als meinen Mitmenschen.

Wenn ich an die großen Momente der Musik in meinem Leben denke, dann gibt es zum einen die offensichtlichen. Die großen Festivals, mit zu vielen Menschen und zu teurem Alkohol, die Schulnächte in blau funkelnden Clubs, wenn ich zu den Liedern meiner späten Kindheit tanze. Da sind die verballerten Technopartys in Bunkerstädten oder die Konzerte, auf denen man ver schwitzt an Joints von Fremden zieht und kreischend hoch zur Bühne blickt. Das ist der eine Teil von Musik. Der irgendwie schon immer so war, seitdem die amerikanischen Doppelgänger unserer Omas und Opas in Woodstock waren.

Doch dann gibt es auch die ganz kleinen Momente, die viel wichtiger und wertvoller erscheinen. Wie der Tag, an dem draußen Schneestürme wehten, während ich in der Badewanne immer kleiner wurde. Ich war gerade 12 Jahre alt und Lana Del Rey fragte mich: »Wirst du mich immer noch lieben, wenn ich nicht mehr jung und schön bin?«, als ich zusammenbrach. Mit Wimperntusche und Salz bedeckt, saß ich nackt da wie ein Engel. Ich versank in Nostalgie nach einer fernen Zukunft und in Gedanken daran, was es bedeutet, jung zu sein, geprägt durch die schimmernden Filme, die romantisierten Musikvideos und endlos dunklen Lieder, die ich hörte. Ich erinnere mich an die billigen Rosenduftkerzen und wie ich durch den Hall des Wassers und die

Wände der Wanne meine Eltern im ersten Stock sprechen hörte. Ich spürte die Distanz zwischen uns, die die Kuppel aus Musik geschaffen hatte.

Im Schatten der Retrofestivals und Popmusicpartys haben sich neue Bezugsformen zur Musik entwickelt. Musikalische Sphären als Reflexionskapseln, als Eigenheim. Musik ist unsere abgespaltene Welt. Mit 13 sitzen wir mit Kopfhörern in der Bahn, im Familienvan und in der Schule. Unsere Wahrnehmung wird verzerrt, sie wird getränkt in bunte, sanfte Farben, melancholische Sehnsucht oder aggressive Stärke. Wir kontrollieren sie, wir werden kontrolliert: von großen Algorithmen, die bestimmen und analysieren, wer wir sind und was wir wollen. Wir orientieren uns nicht mehr an einer fern scheinenden Industrie, die Vorbilder im Glitzeroutfit am Fließband produziert, sondern an dem, was uns unter übergezogenen Bettdecken vorgeschlagen wird. Wir haben keinen Bock mehr auf Kategorien, auf Boxen, in denen wir uns gefangen fühlen.

Früher war Musik meistens ein Gemeinschafterlebnis, MTV schauend, Radio hörend, alle gemeinsam, alle zur gleichen Zeit. Früher gab es Genres, die einer Identität entsprachen. Punk, Rock 'n' Roll, Hip-Hop. Sie existieren für uns nur noch in Spotify-Playlisttiteln und als Teil einer Subkultur. »Die Idee, dass Geschlecht und Sexualität fließend sind - wenn sie nicht von allen akzeptiert werden -, ist fest in den öffentlichen Diskurs eingetreten. Aber gerade als wir uns von den traditionellen Grenzen des Geschlechts entfernen, reißt Gen Z auch musikalische Grenzen ab und umfasst stattdessen Klänge, die fließend und schwer zu kategorisieren sind. Da 74% der 13- bis 18-Jährigen uns mitteil-

len, dass ihr Musikgeschmack nicht in ein bestimmtes Genre der Kategorie fällt, können wir davon ausgehen, dass diese Generation weiterhin nach diesen genrebiegenden Klängen sucht - und das Gefühl hat, dass diese Musik repräsentiert, wer sie sind.«⁷⁸

Unsere Tendenz ist genderlos und genrelos. Wenn wir jemanden kennenlernen und fragen: *Was hörst du so für Musik?*, werden die wenigsten ein klares Genre nennen. Wir sagen dann *Ein bisschen von allem* und erzählen uns von Interpreteten, von Sounds und einem Netz aus Musikrichtungen, die früher in dieser Kombination vielleicht keinen Sinn gemacht haben. Irgendwie ist das schön, dass wir uns alle aus der endlosen Masse an Liedern den seltsamen Soundtrack unseres Lebens schaffen. Manchmal vermisse ich aber diese allgemeingültigere Musikkultur, die ich zwar nicht kenne, nie erlebt habe, die es vielleicht auch nie gab, die ich mir aber trotzdem immer wieder wünsche. Ich mag wie die meisten Gen-Z-ler sehr viele verschiedene Richtungen, sodass ich nie jemanden treffen werde, der alle auch in derselben Kombination feiert wie ich. Mit den Jungs von zu Hause kann ich Cloud-Rap hören, ein bisschen auf dem Dach kiffen und mit dem Range Rover von Papa über die leeren Felder driften. Mit meinen Freundinnen aus der Uni kann ich Lana Del Rey hören und Gedichte lesen. Mit meinen afrodeutschen besten Freundinnen kann ich zu Dancehall meine Hüften durch die Gegend schmeißen und so tun, als wären meine Latino-Gene richtig gut durchgekommen.

Als ich in meine neue Wohnung ziehe, traue ich mich nicht, die Mischmaschplaylist anzumachen, in der auch Hip-Hop und spanischer Reggaeton drin sind, weil ich merke, dass meine Mitbewohnerinnen das nicht so feiern. Mein Exfreund stöpselt immer

die Musik aus, wenn die Wiedergabeliste ganz natürlich von Rap zu Gay-Indie-Musik wechselt.

Es entstehen Verbindungen zu den Menschen, die einen Künstler, eine Künstlerin oder ein Genre so lieben wie ich. Doch wenn ich meinen Geburtstag feiere, dann kann ich nicht einfach die Lieder abspielen, die ich alle liebe, weil sonst die Stimmung im Keller wäre und zu jedem Song jemand anders aufstehen würde und andere sich wieder hinsetzen. Vielleicht war das schon immer so, vielleicht liegt das nur an mir ...

Popidole lagen früher alle paar Monate in Form eines Zeitschriftencovers auf dem Küchentisch, heute sehen wir ihnen beim Frühstück zu. Es ist wie mit allem anderen auch. Wir führen eine neue Art der Beziehung zu unseren Vorbildern. Und auch zum Berühmtsein an sich. Jede:r kann heute Sänger:in werden. Wir brauchen keine Castingcalls im Fernsehen oder Verträge bei großen Plattenfirmen. Nur ein bisschen Glück, Talent, ein Mikro von Amazon und einen SoundCloud- oder TikTok-Account. Mit einem Smartphone in der Hand hast du wahrscheinlich größere Chancen, Musiker:in zu werden als auf der Bühne bei *The Voice*. Internationale wie auch deutsche Musikgrößen unserer Zeit und Generation wie Billie Eilish, Justin Bieber, Halsey oder in Deutschland die Rap-Szene sind selbst durch Plattformen wie SoundCloud bekannt geworden. Heute führt Berühmtheit in keinem Moment an Social Media vorbei.

Doch was bedeutet das für uns, wenn wir theoretisch alle Tools besitzen, um es selbst zu schaffen? Wir können jeder werden und bleiben niemand. Von überall kommen Leute und sagen dir, heute hast du alle Möglichkeiten, mach was draus. Und du

sitzt so da und denkst dir, sind alle Möglichkeiten nicht schlichtweg zu viele?

Ich saß auf dem grauen Teppichboden in einer Ecke des Centre Pompidou in Paris. Über mir schwirrte die Installation »Thicket« von Maya Dunietz, gebaut aus Tausenden vernetzten Stöpselkopfhörern. Das Netz, das einem riesigen hängenden Spiegeleigleich, warf dünne Schatten auf den Boden. Mit meinen Fingern fuhr ich dort die Verstrickungen entlang. Ich dachte an meine Gedichte, in denen ich verzweifelte an dem, was sich so anfühlte wie die Verstrickungen meines Lebens. Ich fühlte mich von diesem Netz aus summenden Kopfhörern verstanden. Wenn die Musik um mich rum den Raum benutzt und sich in die Dimensionen ausdehnt, von Ohr zu Ohr tanzt, dann meine ich, aus dem Leben auszutreten. Nur ganz kurz, so wie immer.

An den kleinen runden knubbeligen Enden sah ich Menschen hängen. Alle waren identisch. Weiß mit grauen Metallnetzen und langen Kabeln. Alle waren sie verbunden, vernetzt, gefangen. Jeder Einzelne war Insasse und Gefängnis zugleich, Teil des Netzes und doch allein. Die Verstrickungen waren so komplex, dass mir schwindlig wurde. Vor mir war das Leben selbst. Die moderne Technik hatte uns alles geraubt und wir waren nur noch ein formloses, leeres Gestrück.

Kopfhörer bedeuteten viel für mich, vielleicht sogar alles. Ich träume oft davon, in anderen Zeiten zu leben, aber ich glaube, es wäre unerträglich gewesen ohne diese einfache Möglichkeit der Flucht aus der Welt. Hinein in etwas, das nur dir gehört, das nur du kennst. Eine Welt, die dich fortbringt. In der du

dich selbst fortbringst. Doch hier sah ich auch das Spiel, das die Künstlerin mit uns spielte. Wir waren alle in diesem Raum, umgeben vom Schall, der durch tausend Gegenstände floss. Und wir waren gemeinsam in diesem einen Paar Kopfhörer. Vielleicht wollte sie nicht, dass wir uns einsam in sie hineinflüchteten, vielleicht sollten wir gemeinsam den Tönen lauschen. Aber das wollte ich nicht.

Die Menschen hier gingen ein und aus, lachten, machten Fotos. Sie schienen das Kunstwerk nicht zu verstehen. Ihr Umgang mit der Kunst erinnerte mich an eine Tragikomödie. Verzerrt, grässlich wie ein Stück von Dürrenmatt. Sie rannten hinaus, um den nächsten Picasso und Kandinsky abzuknipsen. Und rannten weiter ins Nichts. Es machte mich traurig.

Ich weiß nicht, warum Musik für mich etwas so Intimes ist, etwas, das fast nur mir gehört in meinem Kopf. Ich weiß auch nicht, ob das richtig oder falsch ist oder ob das überhaupt eine Rolle spielt. Ich weiß nur, dass ich glaube, dass wir alle zurückgezogener sind in unserer Beziehung zur Musik.

Niemand kann die gemeinschaftliche Komponente von Musik leugnen, doch ich bin überzeugt davon, dass die Mischung aus Kopfhörern, personalisierten Algorithmen und der Demokratisierung des Musikgeschäfts ihre Wirkung auf Gen Z hinterlassen hat. Musik bleibt eine der emotionalsten und wichtigsten Kunstformen der Menschen. Sie lässt uns glückliche Momente noch freudiger erscheinen oder traurige Momente vertiefen. Sie kann Emotionen umdrehen und uns helfen, uns und die Menschen um uns herum zu erkennen. Musik bleibt eine Triebkraft in uns allen.

Das Lied, das gespielt wurde, war leise. Überzogen von flüsternden Stimmen und Schritten über den Holzboden. Es war ein Indie-Song, der mich an einem anderen Tag gleichzeitig nostalgisch und glücklich gemacht hätte. Er hätte wahrscheinlich eine Art frenetischen Antrieb für das Schreiben von Gedichten oder abstrakter Prosa bedeutet. Aber heute hat dieses Lied einen Brunnen der Melancholie und Angst geöffnet. Ich schaute immer wieder aus dem Fenster und starrte nur hindurch. Es herrschte Stille, das war nicht besonders unangenehm, aber auch nicht beruhigend.

Du hast etwas gespürt und mich gefragt.

Könnten wir unsere Probleme nicht öffentlich machen?

Ich nickte verständnisvoll.

Ich sah mich, sehr klein und winzig, vor einem großen Eisenstamm stehen. Dahinter war das, was ich für den Brunnen hielt. Aber bei näherer Betrachtung hatte ich gesehen, was es wirklich war - ein riesiger See mit krachendem und drückendem Wasser. Die Massen drückten weiter und übten ihre Kraft auf die Wand aus. Ich sah winzige Risse und Löcher. Ich sah, wie er bald brechen und mich wegspülen würde.

Du streckst deinen Arm über den Couchtisch und signalisierst mit deiner Hand eine vertraute Einladung. Ich zögere, aber ich nehme es an, weil es das Einzige ist, was ich noch kenne.

Ich frage dich: Was sind unsere Probleme?

Ich weiß es nicht.

Ich schaue auf das polierte Edelholz und sehe, wie die Lichtreflexionen auf den klaren Streifen in sich auflösende Sterne über-

gehen. Ich spüre nicht nur, wie sich das Wasser hinter meinen Augen aufbaut, ich sehe es. Du fragst mich leise, liebevoll und ein bisschen besorgt:

Was ist los?

Ich murmle in mich hinein: Ich weiß es nicht.

Ich sehe dich an und es ist ein langer und tiefer Blick. Vielleicht ist es der gruseligste Blick, den ich je gesehen habe, weil ich ganz direkt spüre, wie die Distanz zwischen uns wächst. Jede Sekunde, in der ich mich in deinen blauen Augen verliere, ist wie ein Schritt von dir weg. Alles ist so körperlich. Ich greife nach meinem warmen Becher, aber das Gefühl fliegt zu schnell weg. Ich sehe die Traurigkeit in deinen Augen und ich fühle, wie du es verstanden hast.

Geht es uns gut?

Ich weiß es nicht.

Ich fühle das Zerbrechen. Du sagst, du wirst bald gehen, und ich nicke. Aber du bleibst immer noch, vielleicht stelle ich mir nur vor, dass du verstehen kannst, was in mir vorgeht. Ich habe Angst, dass du denkst, ich würde wieder überreagieren, wie ich es immer tue. Also sage ich es dir. Wir werden okay sein.

Du stehst auf und beugst dich runter, um meine Wange zu küssen. Ich sitze da, umarme deine Taille und konzentriere mich auf die Melodie, die nur uns zu gehören scheint. Ich möchte heftig weinen, schreien und in deine schwarze Jacke schluchzen. Aber ich mache es nicht. Das hat keinen Zweck.

Du senkst dein Gesicht und wir küssen uns. Es ist ein sanfter und süßer Kuss. Nur wenige Dinge haben sich so sehr wie ein Abschied angefühlt.

Goodbye

*she said she never liked you,
but I really did, I do.*

*I think about blue turquoise
water hitting my face, about
the beaming sun, about how
I crawled on to you
in to you, diving through the
water, that seemed to flow
forever*

*when I think about the ocean
I think about the promise it
gave me,
about a world and a future in
which we made sense.*

*I think about the summer
time,
about your hand gliding into
mine
I think about restaurants and
your distance in them.*

*I think about you and your
underwater camera and how
you smiled when you took all
those pictures in ridiculously
good quality.*

*I think about standing at the
airport, with a heartbeat
close to a cardiac arrest,
I think about running up to
you*

*touching you and feeling like
this is it,
like this is how it all starts
and ends.*

*It's you, it's always been you,
the one who knows me so
well, the one I let into my
mind.*

*I think about you running
through the jungle with her
and me smiling because it
makes me happy to see you
happy with someone who is a
bit less like me*

*I think about disgustingly
oily burgers in my old room.
About cocaine dreams and
a crashing hope for a better
kind of you and me.*

*I think about our darkness,
our coolness when we
entered a room. The kind of
magnifying presence you see
in glossy magazines and dark
old movie frames.*

*I think about how my
room was lit in red, when I
whispered through the walls
that I had built for months,
that I loved you.*

*That I fucking loved you, like
never and no one before you.*

*I think about the dolphins
that looked a bit sad, but
us that looked happy, even
though you were so tired and
your mind far away.*

*I think about the giggles, the
shy distance when you picked
me up from the hair dresser
and told me I looked good
even though we both knew I
looked atrocious and sad.*

*I think about us, under those
lights under the city. And
quiet frankly I think about
how the city has no meaning
without you.*

*Every place every step was
something I didn't know
before. Berlin to me is you.
Berlin to you is just home.
A place full of lovers, full of
memories.*

*But for me it's your city,
you're my only Berlin lover,
my only memory. The only
person I have lost.*

*Remember that day we
glided up in that elevator.
Softly rising above the city
you seem to own.*

IMPRESSUM

© 2021 GRÄFE UND
UNZER VERLAG GmbH, Postfach
860366,
81630 München

GRÄFE
UND
UNZER

Gräfe und Unzer ist eine eingetragene
Marke der
GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH,
www.gu.de

ISBN 978-3-8338-7876-3
1. Auflage 2021

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,
auch auszugsweise, sowie Verbrei-
tung durch Bild, Funk, Fernsehen und
Internet, durch fotomechanische
Wiedergabe, Tonträger und Daten-
verarbeitungssysteme jeder Art nur
mit schriftlicher Genehmigung des
Verlages.

Projektleitung: Ariane Hug
Lektorat: Daniela Weise
Umschlaggestaltung
und Layout: ki 36 Editorial Design
Herstellung: Markus Plötz
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Reproduktion:
Ludwig Media, Zell am See
Druck und Bindung: Livonia, Riga

Umwelthinweis:

Nachhaltigkeit ist uns
sehr wichtig. Der Rohstoff Papier ist
in der Buchproduktion hierfür von
entscheidender Bedeutung. Daher ist
dieses Buch auf PEFC-zertifiziertem
Papier gedruckt. PEFC garantiert,
dass ökologische, soziale und öko-
nomische Aspekte in der
Verarbeitungskette unabhängig
überwacht werden und lückenlos
nachvollziehbar sind.

Syndication:
www.seasons.agency

Wichtiger Hinweis

Die Gedanken, Methoden und Anre-
gungen in diesem Buch stellen die
Meinung bzw. Erfahrung der Verfasse-
rin dar. Sie wurden von der Autorin
nach bestem Wissen erstellt und mit
größtmöglicher Sorgfalt geprüft.
Sie bieten jedoch keinen Ersatz für
persönlichen kompetenten medizini-
schen Rat. Jede Leserin, jeder Leser
ist für das eigene Tun und Lassen
auch weiterhin selbst verantwortlich.
Weder Autorin noch Verlag können
für eventuelle Nachteile oder Schä-
den, die aus den im Buch gegebenen
praktischen Hinweisen resultieren,
eine Haftung übernehmen.

GRÄFE
UND
UNZER

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE